

geren Bruder der Gessner-»Kinder«, den diese lange als Dissidenten beargwöhnt hatten, vorbehalten, den Graben endgültig wieder zu schließen, als er in seiner zweiten Ehe Lavaters Schwiegersohn und nach Lavaters Tod sein Biograph und Herausgeber wurde.

Der Schlussabschnitt des Buches ist der Hirzler-Zeit gewidmet, in der Schweizer geistig und praktisch den Unruhen ausgesetzt war, welche die französische Revolution und ihre Folgen in der Zürcher Landschaft auslösten. Ruedi Grafs Darstellung wird hier zu einem fesselnden Kapitel Hirzler-Lokalgeschichte mit ihren wechselnden Parteiungen. Dass Schweizer noch diese Ereignisse eschatologisch zu verstehen suchte, lässt ihn grundsätzlich als Konservativen erscheinen, wobei er durchaus auch mit politischer Klugheit reagieren konnte. Die dem Band beigegebene, von Wolfram Schneider-Lastin verantwortete CD-ROM erschließt dieses Hirzler-Tagbuch vollständig und auf musterhafte Weise. Eine »Synoptische Übersicht über das Leben Schweizers für die Zeit des Tagbuchschreibens« erleichtert das Auffinden von Einzelem ebenso wie ein »Alphabetisches Personenverzeichnis mit Kurzbiografien«.

Der Erkenntniszuwachs aus Ruedi Grafs facettenreichem Buch über die Tagebücher Diethelm Schweizers für das Bild des geistigen Zürich im späteren 18. Jahrhundert liegt darin, dass sich für uns nicht mehr nur Lavater und sein Kreis einerseits, dessen aufgeklärte oder orthodoxe Gegner andererseits als Parteien gegenüberstehen, sondern dass es nun in Dübendorf um Diethelm Schweizer diesen Zirkel von Frommen gibt, der mit seiner rigorosen Weltabsage und Naherwartung des Reiches Gottes Lavater gewissermaßen links überholt und ganz auf eigene Faust die Weltgeschichte an ihr Ende zu bringen gehofft hat.

*Karl Pestalozzi, Basel*

*Emidio Campi, Ralph Kunz, Christian Moser (Hg.), Alexander Schweizer und seine Zeit, Zürich: Theologischer Verlag Zürich, 2008, 468 S. – ISBN 978-3-290-17493-4.*

Der Band geht auf eine interdisziplinäre Ringvorlesung zurück, welche die Theologische Fakultät Zürich im Herbst 2007 im Blick auf Alexander Schweizers 200. Geburtstag durchgeführt hat.

Schweizers Leben und vielfältiges Wirken in Kirche, Universität und Politik werden aus der Sicht der Praktischen Theologie, der Dogmatik und Religionsphilosophie, der Ethik, der Bibel- und der Geschichtswissenschaft, der Germanistik und der Publizistik beleuchtet und gewürdigt.

Die ersten drei Beiträge führen in Schweizers Leben, Zeit und Umwelt ein. Peter Alexander Schweizer entwirft ein nach Verlauf und Persönlichkeit gegliedertes Lebensbild seines Urgroßvaters. Er stützt sich dabei, und darin besteht der besondere Wert, aber auch die Begrenztheit seines Beitrags, weitgehend auf dessen Autobiographie. – Carlo Moos geht der Frage nach, wie sich die großen Veränderungen von Schweizers Jahrhundert – er meint die mit einem einschneidenden sozialen Wandel verbundene Entwicklung Zürichs zur ersten Schweizer Großstadt und zum Wirtschafts- und Finanzzentrum – aus einer »mittleren Position«, wie Schweizer sie vertreten hat, ausgenommen haben könnten. (41) – Vor dem Hintergrund der Kirche des Ancien Régime entwirft schließlich Emidio Campi ein Bild der zeitgenössischen Zürcher Kirchengeschichte, das auf Helvetik und Mediation, auf die Regeneration mit dem Kirchengesetz von 1831 und dem Bildungsgesetz von 1832, auf den »Straußenhandel« und den »Züriputsch«, die kirchlichen Richtungskämpfe und den Apostolikumsstreit sowie auf die Herausforderungen des »Pauperismus« und der »sozialen Frage« fokussiert ist.

In den acht mittleren Beiträgen wird Schweizers wissenschaftliches Lebenswerk dargestellt und gewürdigt. Rudolf Gebhard legt in einer luziden Analyse dar, dass und inwiefern Schweizer als Vermittlungs- und Unionstheologe in den innerkirchlichen Richtungskämpfen und in der Unionsfrage das »Modell einer Ökumene der Komplementarität« (87) vertrat, eine Position, die er im Ansatz schon in der Frühschrift »Kritik des Gegensatzes von Rationalismus und Supranaturalismus« von 1833 einnahm. Gebhard zieht die Linien aus bis zur Leuenberger Konkordie und bezeichnet Schweizer als »Vordenker des ökumenischen Gedankens«, weist aber anhand seiner Stellung gegenüber den Freikirchen und dem römischen Katholizismus auch auf seine diesbezüglichen Grenzen hin. – Christian Moser gibt einen instruktiven Überblick über Schweizers praktisch-theologisches Wirken in Forschung, Lehre

und Praxis. Schweizer hat dafür, indem er das Fach in die Bereiche Kirchenregiment und Kirchendienst und den Kirchendienst seinerseits in Kultus, Pastoraltheologie und Halieutik gliederte, früh ein derart solides wissenschaftlich-theoretisches Fundament gelegt, dass er in seiner Lehr- und Predigtstätigkeit während eines halben Jahrhunderts darauf aufbauen konnte. (Vgl. die beiden wertvollen Verzeichnisse der Lehrveranstaltungen, 107–121, und der gedruckten Predigten, 124–132) – Ralph Kunz führt diesen Gedanken weiter. Er zeigt einleuchtend, dass und warum mit Rücksicht auf seine Zeit Schweizer seine Aufgabe als Praktischer Theologe primär in der wissenschaftlichen Begründung des Faches sah bzw. sehen musste und wie er dieses im Anschluss an Schleiermacher im enzyklopädischen Gesamtzusammenhang der Theologie ortete. Er teilt Barths auf Schweizer gemünzte Kritik am Fortschrittsglauben des modernen Protestantismus (worauf, nur als Rufer in der Wüste, nota bene schon Zeitgenossen Alexander Schweizers hingewiesen haben), besteht aber darauf, »dass das enzyklopädische Verfahren für die Praktische Theologie eine Herausforderung bleibt.« Es gehe darum, »den Blick für das Gesamte der Theologie zu behalten, die Verbindungen zur Systematik nicht aus den Augen zu verlieren und den Stoff auch historisch zu kennen«, eine Aufgabe, die Schweizer »beispielhaft« verkörpert habe. (148f.) – Pierre Bühler legt in Schweizers monumentalen Werken der vierziger und fünfziger Jahre, der systematisch-theologischen »Glaubenslehre der Evangelisch-Reformierten Kirche« und den historisch-genetischen »Protestantischen Centraldogmen«, die Wurzeln seiner Dogmatik, der »Christlichen Glaubenslehre« der sechziger Jahre, frei. Er wird, indem er ihre raffiniert durchdachte Systematik durchleuchtet, ihrer ökumenischen Dimension nachspürt und ihr deterministisches Materialprinzip in erhellender Weise auf Schleiermachers »Bewusstsein schlechthiniger Abhängigkeit von Gott allein« bezieht, Schweizer wohl besser gerecht, als es Karl Barth möglich war. – Luca Baschera erinnert daran, wie August Ebrard von Erlangen aus seinen früheren Zürcher Kollegen Schweizer in eine Kontroverse um die Prädestinationslehre in der altreformierten Orthodoxie verwickelte, und zeigt auf, weshalb die Kritik auf den Ankläger zurückfallen musste. Er deutet die Debatte auch als Auseinandersetzung um theologische und kirchenpolitische Positionen in den

Fragen der Union und der Stellung zur römisch-katholischen Kirche. (Schweizer war vom Vorrang der reformierten Theologie und besonders Schleiermachers für die Union überzeugt.) Schweizers Bedeutung als Dogmengeschichtler, zumal seine einzigartige Vertrautheit mit den Quellen, werden unbeschadet berechtigter Kritik an seinem Verständnis der Prädestination als des reformierten Zentraldogmas zu Recht hervorgehoben. – Friedrich Meili hat 1892 in seinem ADB-Artikel über Alexander Schweizer diesen als bedeutendsten Schüler Schleiermachers und, wenigstens unter den Reformierten, als dessen »originalen Fortbildner« bezeichnet. (192) Ingolf U. Dalferth fragt in seinem Beitrag anhand der »Christlichen Glaubenslehre« nach der Berechtigung dieser Aussage. Schweizer schließt sich nach Dalferth eng an Schleiermacher an, ohne sich den Blick auf Hegel verstellen zu lassen. In den Prolegomena geht er – »sozusagen protobarthianisch« (197) – insofern eigene Wege, als er Schleiermachers Lehnsätze aus der Ethik, der Religionsphilosophie und der Apologetik als integrales Moment der Glaubenslehre entwickelt, und indem er die von Schleiermacher ausgesparte Trinitätstheologie, dessen Ansatz mit Hegels Trinitätsphilosophie vermittelnd, zum »Strukturprinzip und zur Darstellungsform der materialen Dogmatik« macht. (199) Kritisch hinterfragt auch Dalferth mit Blick auf Kierkegaard, Nietzsche, Overbeck, die beiden Blumhardt und Barth Schweizers »ungebrochenen« theologischen Optimismus. Er attestiert ihm, ein »systematisches Glanzstück« vorgelegt zu haben, fügt aber bei: »Nur eines ist diese Theologie bestimmt nicht: Ihre Zeit in Gedanken gefasst.« (206) – Als Ethiker war Schweizer nach Johannes Fischer »wenig originell und einflussreich«. (207) Er erweist sich, wenn auch mit Ausnahmen, auch in dieser Hinsicht als weitgehend von Schleiermacher geprägt, dessen Ethik im Sinne einer philosophischen Fundamentaltheorie er in Berlin gehört und später ediert und dessen Unterscheidung von Glaubenslehre und Sittenlehre er behutsam weitergeführt hat. Sein Umgang mit dem Problem des Bösen war aufgrund seiner Voraussetzungen konsequent, ist aber kaum mehr nachvollziehbar, und auf dem Gebiet der materialen Ethik scheint er sich kaum betätigt zu haben. Einschlägig hingegen war unter dem Titel »Die Entwicklung des Moralsystems in der reformierten Kirche« (1850) einmal mehr sein historischer Beitrag zum Fach, in dem er nachwies,

wie sich die Gliederung der Sittenlehre in Güterlehre, Tugendlehre und Pflichtenlehre in der reformierten Tradition nach und nach herausgebildet hatte. – Esther Straub veranschaulicht anhand von fünf Arbeiten Schweizers zum Neuen Testament (Versuchungsgeschichte Jesu, 1833; Leben Jesu von Strauß, 1837; Evangelium Johannes, 1841; Paulus vom erlösenden Tode Christi, 1858; Hinabfahren zur Hölle als Mythos, 1868), wie dieser seinem »Mittelweg« zwischen Mythos und Geschichte auch auf diesem Gebiet treu geblieben ist. (220) Strauß' These von der Menschheit als Subjekt der Christologie kontrastiert er mit Schleiermachers Konzeption von der Dignität Christi als des Stifters und Ursprungs der christlichen Religion. Seine eigene These von der Priorität des Johannesevangeliums benützt er als Argument gegen die straußische These von der weitgehenden Entstehung der Synoptiker durch Mythenbildung. Das metaphysische Verständnis von der stellvertretend erlösenden Bedeutung des Todes Jesu ersetzt er, allerdings mit einem antijudaistischen Haken versehen, durch ein »ethisch welthistorisches« (234), und den Descensus ad inferos lehnt er als unbiblischen Mythos zugunsten einer neutestamentlich, patristisch und reformatorisch begründeten Logoschristologie ab.

Die drei nächsten Beiträge sind Schweizers Wirken in der Öffentlichkeit seiner näheren und weiteren Umgebung gewidmet. Thomas Schlag entwirft aufgrund handschriftlicher und gedruckter Quellen (Predigten!) und vor dem Hintergrund der Prägungen, die Alexander von seinem Vater Jakob und während seines Deutschlandaufenthaltes erhalten hat, ein Bild von Schweizer als »Politiker«. Im Zentrum stehen der in seine Großratszeit fallende Straußenhandel, die für die moderne Eidgenossenschaft entscheidenden vierziger Jahre und der deutsch-französische Krieg von 1870/71 (einschließlich Tonhallekrawall). Schlag sieht in Schweizer »einen reformierten homo politicus [...], in dem sich die wesentlichen Perspektiven der eigenen theologischen und politischen Existenz gerade in der Subjektivität des unerschütterlichen religiösen Gefühls miteinander organisch vermittelt verbunden haben.« (274) Seine Zweifrontenkämpfe gegen politische Extrempositionen und seine entsprechenden Vermittlungsbemühungen – man denke an seine Stellung zwischen den, vereinfacht gesagt, »ungläubigen« Gebildeten und »ungebildeten« Gläubigen im Straußenhandel (258)

oder an seine Kritik an (katholisch-)»hierarchische[r] Anmassung« und »anarchische[m] Socialismus« in späteren Jahren (270) – sind theologisch motiviert und führen Schleiermacher weiter. Ob man sagen kann, dass er »wie kein anderer innerhalb des reformiert-schweizerischen Zusammenhangs der Zeit dafür stritt, die je aktuellen politischen Fragen tatsächlich in ihren theologischen Zusammenhängen öffentlich zur Sprache zu bringen« (272), bliebe zu diskutieren. Jedenfalls war er, wenn er anno 1871 die »schauspielerisch verkommene französische« und die »gediegene deutsche Gesittung« miteinander kontrastierte (270), ganz Kind seiner Zeit. – Schweizer war 33 Jahre lang Kirchenrat und während eines halben Jahrhunderts Mitglied der Synode. Seine Tätigkeit in diesen Gremien untersucht Christian Moser. Nach umsichtigen quellenkritischen Überlegungen konzentriert er sich mit den Debatten um die Liturgiereform (1835/36), eine neue Prädikantenordnung (1839–1842), die Reorganisation des Kirchenrats (1850) und um die Einführung einer gemischten Synode auf Problemfelder, die sachlich ergiebig und für Schweizer gut dokumentiert sind. Er kann nachweisen oder doch mit einem hohen Grad an Plausibilität darlegen, dass Schweizer in allen diesen Punkten seine jeweilige theoretische Konzeption, die er als akademischer Lehrer vertrat, um- und durchsetzen konnte. Mit großer Wahrscheinlichkeit hat Schweizer die Einführung einer gemischten Synode abgelehnt. Moser kommt zum Schluss, diese Haltung sei auf dem Hintergrund von Schweizers Konzeption des Verhältnisses von Kirche und Staat zwar konsistent, aber ohne Zukunftsperspektive gewesen. (297) – Wie auf den Gebieten der Politik und der Kirchenleitung, so war Schweizer auch auf demjenigen der kirchlichen Publizistik kompetent und engagiert tätig. Für Urs Meier liegt seine diesbezügliche Bedeutung nicht im Programm der Vermittlung (bzw. des »Ausmittels«). Seinen Versuch einer strikten Unterscheidung zwischen Stiftung *von* und Reflexion *über* Religion hält er für inkonsequent und gescheitert. Hingegen sei Schweizer ein Theologe, »der die Situation von Kirche und Glauben in der Moderne in imponierender Art erfasst hat.« (305) Wie er das meint, demonstriert Meier exemplarisch an Schweizers aufgeschlossener und kritischer (wenn auch zu wenig selbstkritischer) Auseinandersetzung mit der religionsfeindlichen Spielart des Sozialismus und der darwinschen Evo-

lutionslehre in der Schrift »Die Zukunft der Religion« (1877), die im Anhang nachgelesen werden kann. (401–444) Der gewisse »Herr Vilmar« freilich, mit dem Schweizer die Klängen kreuzte, war nicht irgendwer, (313 f.) und bezüglich des protestantischen Freiheitspathos bliebe zu fragen, ob nicht auch es, wie sein hierarchisches Gegenüber, gleichsam seinen blinden Fleck hatte.

Den letzten Aufsatz über »Alexander Schweizer und die Zürcher literarischen Kreise« steuert Regine Schindler bei. Geschickt schlägt sie einen weiten Bogen von Meta Heußler im Jahr 1839 und Betsy Meyer-Ulrich zu den (Schweizer etwas suspekten) Zürcher Erweckten und mit Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer zu zwei seiner Briefpartner der achtziger Jahre. Im Vergleich zu diesen beiden großen Dichtern verstand sich Schweizer als »Dichterling«, dem »der poetische Genius« gänzlich fehle, (360) als Verfasser von »Gelegenheitsreimereien«, an denen er aber liebevoll feilte, die er sorgfältig aufbewahrte und von denen er, den Kontakt mit ihnen suchend, Keller und Meyer Proben sandte. Nachdem die Verbindung hergestellt war, wechselte er, indem er ihnen seine wissenschaftlichen Arbeiten schickte, von der Rolle des dilettierenden Poeten in diejenige des Professors. Wie verschieden doch Keller und Meyer auf seine Kritik an der Reformationsdarstellung des katholischen Kirchenhistorikers Johannes Janssen reagiert haben! Während dieser Schweizers Argumentation Punkt für Punkt nachzeichnete, konnte jener bloß sein Befremden darüber ausdrücken, »mit was für Dingen die Wissenschaft sich heute noch befassen muss.« (329 f.) Meyer und Schweizer, die sich mit »zunehmende[r] gegenseitige[r] Sympathie« (334) begegneten, werden sich denn auch näher gestanden haben als Keller und Schweizer. Es ist faszinierend, den Austausch zwischen Meyer als großem Gestalter (kirchen-)historischer Stoffe und Schweizer als sachkundigem Theologen und Historiker zu verfolgen. Möglich ist dies dank Regine Schindler, die den im Nachlass Alexander Schweizer in der Zentralbibliothek Zürich aufbewahrten Briefwechsel zwischen den beiden transkribiert hat und nun erstmals in einer mustergültigen Edition vorlegt. (347–380) Ihr Fazit lautet: »Alexander Schweizer, der sich selbst als Verseschmied und Dichterling bezeichnete, fühlte sich bereichert und zutiefst berührt durch die echten Kunstwerke Meyers. Es scheint, dass ihm vor allem jene Werke Meyers, die mit

Religion und Kirchengeschichte zu tun haben, im Alter zu großer Freude und Erbauung geworden waren. Der Ehrgeiz, selbst Dichter zu sein, trat daneben völlig in den Hintergrund.« (345)

Mit dieser Edition leitet Regine Schindler zum dokumentarischen Teil des Bandes über. Er besteht neben der bereits erwähnten Abhandlung über »Die Zukunft der Religion« aus der Predigt über die »Rettung des Vaterlandes aus den Stürmen der Gegenwart« aus der Zeit des Aargauer Klosterstreits. Für die sorgfältige Edition dieser beiden Texte und die Bibliographie der gedruckten Werke Alexander Schweizers (445–458) war einmal mehr Christian Moser besorgt.

Man darf die Theologische Fakultät Zürich und die drei Herausgeber zu diesem Band beglückwünschen. Dank ihnen hat Alexander Schweizer, der, bei allem scheinbaren Erfolg, als glaubwürdiger und ernstzunehmender Vermittlungstheologe schon zu Lebzeiten und erst recht danach keinen leichten Stand hatte, endlich die verdiente Würdigung erfahren. Es spricht für das Niveau und den Horizont eines Theologen, wenn man, will man ihm gerecht werden, fast eine ganze Fakultät bzw. mehr als das aufbieten muss. Der Titel des Buches verspricht nicht zu viel: Mit Schweizer kommt sein bewegtes Zeitalter in den Blick, nicht wohlgeordnet, gewiss, sondern in immer wieder neuen Anläufen, mit Überschneidungen und Wiederholungen und aus den verschiedensten Blickwinkeln. Aber das nimmt man mit einer Ringvorlesung in Kauf, und es hat auch seinen großen Reiz. Thematisch sind die Beiträge so gut wie möglich aufeinander abgestimmt. Das Gesamtkonzept ist überzeugend. Und wer sich beispielsweise einen Überblick über die weit verstreuten Passagen zu den traumatischen Vorgängen des Jahres 1839 verschaffen will, kann das anhand der einschlägigen Einträge im Personenregister tun. Nur für Schweizer so zentrale Themen wie die Unionsfrage lassen sich in Ermangelung eines Sachregisters nicht auf diese Weise erschließen. Da wird man schon das ganze Buch lesen müssen, wird es aber nicht bereuen.

Die äußere Gestalt des Bandes verrät große Sorgfalt. Druckfehler und Versehen sind ganz selten. 12 müsste es Verbi Divini Minister (statt: Magister) heißen, 66 David (statt: Daniel) Friedrich Strauß und 70 sowie 73 Paul (statt: Peter) Schweizer, dessen Buch von 1972 leider kaum berücksichtigt wurde. Dass der Band ohne Bezug

zum Theologen und Philosophen Johann Peter Romang (1802–1875) geblieben ist, der, seinerseits ein Schüler Schleiermachers, sich mit dem ersten Band von Schweizers »Glaubenslehre« kritisch befasst hat und die Kirche seiner Zeit nicht in einem Prozess fortschreitender Entwicklung, sondern in einem solchen der Auflösung sah, ist kein Unglück, aber aus sachlichen Gründen schade. Er wäre unweigerlich in den Blick gekommen, wenn auch Schweizers Rezeptions- und Wirkungsgeschichte hätte thematisiert werden können. Sehe ich recht, bleibt unter anderem dies noch zu tun. Der Band bietet dafür eine vorzügliche Grundlage.

*Rudolf Dellsperger, Bern*

*Frank Jehle, Emil Brunner: Theologe im 20. Jahrhundert, Zürich: Theologischer Verlag Zürich, 2006, 637 S. – ISBN 978-3-290-17392-0.*

Emil Brunners Leben und Werk stellen ein bedeutendes und dennoch häufig unterschätztes Kapitel in der Geschichte der Theologie des 20. Jahrhunderts dar. Sein Name taucht immer wieder und unvermeidlich im Zusammenhang mit dem Zerwürfnis zwischen ihm und Karl Barth auf. In der Tat nimmt dieses in der Wahrnehmung des Zürchers einen entscheidenden Platz ein, wie aus dem Briefwechsel zwischen den beiden Theologen deutlich hervorgeht. Brunner ist allerdings nicht nur derjenige, dem Barth sein *Nein!* entgegensetzte, sondern ein reformierter Theologe, welcher die Grundanliegen seines berühmten Landsmannes zu verstehen und originell zu entfalten versucht hat. Die vorliegende Biographie stützt sich auf eine Menge bisher unbearbeiteten Materials, welches die Genese der theologischen Berufung Brunners sowie die Entstehung seines eigenen theologischen Ansatzes – vom Pfarrdienst in Obstalden-Filzbach bis zur Übernahme des Lehrstuhls in Zürich – detailliert zu rekonstruieren erlaubt.

Von der dialektischen Theologie bereits in ihrer frühen Phase beeinflusst, identifiziert Brunner sofort die Frage, welche auch Barth beschäftigen sollte: Wie ist das Verhältnis von Offenbarung und menschlichem Subjekt theologisch zu reflektieren? Jehles Untersuchung bestätigt, dass Barth insbesondere aus zwei Gründen